

Bildgestaltungen des Glaubens

Eine Einführung in die Ausstellung „Kunst aus den Abteien“, Fulda, 9. August 2008

„Die Kirche des Wortes lebt in der Sprache der Bilder“.

Diese Aussage des Tübinger Theologen Eilert Herms scheint geradezu der hermeneutische Schlüssel, der „Notenschlüssel“ für unsere Ausstellung zu sein.

Unser christlicher Glaube – seit 2.000 Jahren manifestiert er sich in Sprache: in der Bibel, in den unzähligen Schriften der Kirchenväter und der Theologie, in Gebeten und im Katechismus.

Doch wie wird Glaube für uns ganz persönlich lebendig?

Zum einen natürlich durch unsere persönlichen Erfahrungen, etwa, wenn wir einen Psalmvers oder einen Evangeliumstext hören und erkennen, dass dieser Text genau die Sprache dafür gefunden hat, was uns gerade bewegt oder uns eine Antwort auf unsere Fragen gibt. Glaube wird auch lebendig durch das Gebet, durch die Lieder und durch die Liturgie. Und mit der Liturgie sind wir schon in einem Bereich, der die Sprache, ohne die unsere Glaubensvollzüge, ja unser Glaube nicht möglich wäre, überschreitet. Zur Liturgie gehört auch als ein wesentliches Moment die Visualisierung in Zeichen, Haltungen und Gebärden, die ihren Höhepunkt in der Eucharistiefeier darin findet, dass der Priester bei der Wandlung nach den Einsetzungsworten Hostie und Kelch erhebt und den Gläubigen die sichtbaren Zeichen des eucharistischen Geheimnisses, Brot und Wein als Fleisch und Blut Christi vor Augen hält.

Sicherlich ist das **H ö r e n** eine Grundfunktion unseres Glaubens. Aber was wäre das alles ohne die Konkretion und die Anschaulichkeit, die sich im Bild ihren Weg bahnt? Die Sprache drückt einen inneren Gehalt aus. Dieser sucht eine äußere Gestalt. Wir wollen mit allen Sinnen angesprochen werden. Im Lebenskontext des Essens heißt es: „Das Auge isst mit“. Dies können wir auf das Glaubensleben übertragen: Das Auge glaubt mit. Oder, wie es Weihbischof Wehrle aus Freiburg vor einigen Wochen bei einer Podiumsdiskussion formuliert hat: „Der Mensch glaubt wesentlich mit den Augen.“ Und damit ist die Kunst für die Kirche unverzichtbar:

Kirche ist auf die künstlerische Vermittlung angewiesen.

Denn unser Glaube wird ganz wesentlich auch lebendig durch Bilder. Durch eine Vielzahl ganz unterschiedlicher Bilder, Bilder, die uns ein Leben lang begleiten, Bilder, die nur ein Stück unseres Lebensweges markieren und dann ihre existenzielle Bedeutung wieder verlieren. Vermutlich haben auch Sie alle Ihre ganz persönlichen Bilder, die Ihren Glauben begleiten.

Und auch im Bereich dieser Glaubensbilder machen wir immer wieder die Erfahrung, dass ein Bild mehr als tausend Worte sagt. Denn Bilder transportieren höchst verdichtete Aussagen und rufen auf der nicht-sprachlichen, intuitiven Ebene dichteste Erlebniswelten ab.

Wir Menschen brauchen Bilder. So stellen oder hängen wir auch Bilder von uns Nahestehenden auf, damit sie nicht nur in unserem Gedächtnis und Herzen, sondern auch durch ein äußeres Zeichen in unserer Nähe sind. Wir fotografieren, auch, weil wir bestimmte Augenblicke festhalten wollen, um uns dann die Fotografien immer wieder anzusehen und uns so das im Bild Festgehaltene wieder zu vergegenwärtigen.

Nähe und Vergegenwärtigung – das sind zwei wesentliche Funktionen religiöser Kunst. Ich werde noch einmal darauf zurückkommen.

Soweit einige Gedanken zur passiv-rezeptiven Seite. Für die kreative Seite gilt, dass Menschen ihren Glauben nicht nur zu leben, sondern ihm auch sinnhaft Ausdruck und Gestalt verleihen wollen. Das hat die Menschen zu allen Zeiten beschäftigt und fasziniert. Die Auseinandersetzung mit der Botschaft Christi hat die künstlerische Phantasie und Schaffenskraft von Gläubigen durch alle Epochen hindurch beflügelt. Kirche und Kunst gehören genuin zusammen. Der russische Maler und Hauptvertreter des Expressionismus, Alexij von Jawlensky, sagt: „Kunst ist die Sehnsucht nach Gott“. Und der französische Schriftsteller André Gide geht mit seiner Aussage sogar noch einen Schritt weiter, wenn er sagt: „Kunst ist die Zusammenarbeit von Gott und Mensch“.

Die spirituelle Begründung dieser Aussage finden wir in dem Brief von Papst Johannes Paul II. an die Künstler aus dem Jahr 1999. Dort heißt es: „Jede echte [künstlerische] Inspiration ... enthält etwas vom Rauschen jenes „Hauches“, mit dem der Schöpfergeist von Anbeginn an das Schöpfungsuniversum durchdrang. Während

er über die geheimnisvollen Gesetze wacht, die das Universum lenken, trifft der göttliche Hauch des Schöpfergeistes mit dem Geist des Menschen zusammen und stimuliert dessen schöpferische Begabung. Er erreicht den menschlichen Geist durch eine Art innerer Erleuchtung, welche die Anlage des Guten und des Schönen miteinander verbindet, und weckt in ihm die Kräfte des Verstandes und des Herzens, während er ihn dazu befähigt, eine Idee zu konzipieren und ihr im Kunstwerk Gestalt zu geben“ (Kap. 15).

Geschichte der christlichen Bildkunst

Die Geschichte des Christentums kann also auch im Spiegel einer Kunstgeschichte geschrieben werden. Dabei entstanden ganz unterschiedliche Bildprogramme und Bildfunktionen:

Seit den Anfängen der christlichen Bildkunst in den Katakomben von Rom gibt es bis heute das sog. *narrative Bild*, in dem es in erster Linie um das Erzählen der biblischen Geschichten oder Heiligenviten geht.

An den einzelnen Menschen und seine Empfindungen richtet sich das *Andachtsbild*: Im Vesperbild, der Pietà, kann sich eine um ihr Kind trauernde Mutter mit dem Leid von Maria identifizieren, die ihren toten Sohn im Schoß hält.

Und vornehmlich mittelalterliche Glasfenster sind Beispiele der *anagogischen Funktion* von Bildern: Sie sollen den Gläubigen „nach oben“ führen, um ihn ein Stück Himmel in Form endzeitlicher Vorwegnahme erkennen zu lassen.

Selbstverständlich gab es in der Geschichte des Christentums auch immer wieder Phasen, in denen das religiöse Bild verpönt war. Doch darauf einzugehen würde zu weit ab führen.

Wesentlich ist, dass sich die Bilder, Visualisierungen unseres Glaubens, nie, auch nicht mit den treffendsten theologischen Argumenten aus den Augen verbannen ließen, eben weil sie über unsere Sprache weit hinaus gehen. Es gibt Grenzsituationen von Leid, in denen uns die Worte fehlen, auch die Worte des Gebetes, aber in denen uns der stumme Blick auf das Kreuz noch Halt und Trost schenkt, Situationen, in denen uns das Bild daran erinnert, dass wir auch in dem

Empfinden tiefster Einsamkeit und Verlassenheit nicht alleine sind, sondern in der Gegenwart Gottes, ja, dass wir uns von ihm angeschaut wissen dürfen.

Und so sagt auch Martin Luther im Kontext des Bilderstreits der Reformation ganz eindeutig: „Denn wir armen Menschen müssen, weil wir in den fünf Sinnen leben, wenigstens ein äußerliches Zeichen außer den Worten haben, daran wir uns halten mögen“.

Religiöse Kunst heute

Wenn wir heute einen Blick in die Kunstszene werfen, auch und vor allem in den Bereich der religiösen Thematik, dann sind gerade die narrativen, tröstenden und anagogischen Bilder verpönt.

Häufig wirkt moderne Kunst desillusionierend und entmythisierend. Sie zeigt nicht das Heile und Ganze, sondern zielt auf den Riss, der durch das Geschöpfliche hindurchgeht. Das Fragmentarische, Fragile, Zerrissene als Spiegel unseres Existenzbewusstseins ist also nach wie vor gefragt. Wieso ist das so? Haben wir nicht mehr den Mut, unserer Sehnsucht nach Ganzheit und Heil Ausdruck zu verleihen? Darf sich religiöse Kunst nicht mehr mit Schönheit und gegenständlichen Bildern beschäftigen, die uns die Heilszusage Gottes vermitteln?

Gegenständliche Bilder

Wo es gegenständliche Bilder zu religiösen Themen gibt, sind deren Gestaltungsformen häufig – nicht ausschließlich, aber eben doch häufig – motiviert von Provokation und Tabubrüchen. Ein Beispiel ist das „Kruzifix“-Bild des Künstlers Martin Kippenberger, das in diesen Tagen im Museum für moderne Kunst in Bozen für Furore sorgt: An das Kreuz ist ein Frosch genagelt, der den Betrachter mit seinen großen Froschaugen ansieht. In der einen Hand hält er einen Bierseidel und in der anderen ein Ei. – Ist das wirklich noch eine religiöse Aussage? Die Gemüter streiten sich derzeit heftig darüber.

Auch die Vermittlung biblischer Inhalte geht neue Wege mit „originellen“? oder infantilen Szenarien etwa mit Playmobilfiguren, mit Bibelcomics, oder mit religiösen Hochglanz-Fotoserien, wie z.B. die Darstellung der Jesus-Geschichte in der Serie

I.N.R.I. (1998) der französischen Fotokünstlerin Bettina Rheims. Aber wird in Bildern und Szenarien dieser Art wirklich die biblische Botschaft vermittelt? Oder einfach das Leben eines Jesus von Nazareth nachgestellt?

Ich meine: In Religion und Glauben kommt die Wahrheit der Sache nicht in der publikumswirksamen Verpackung, sondern in der Wahrhaftigkeit der Form zum Ausdruck. Will man mit dem Bild eine existentielle Wahrheit vermitteln, muss auch der Bildschaffende selbst an der zu vermittelnden Wahrheit Anteil haben. Der Philosoph Hans Ritscher formuliert dies in seinem Essay „Über die Kunst“ mit folgenden Worten: „Die Kunst, die sich nicht mit niederen Motiven begnügt, steht und fällt mit der Wahrhaftigkeit und Echtheit des Ausdrucks. Ein authentischer Künstler trachtet nicht danach, modern, sensationell, originell zu sein, er sucht nach dem reinen Ausdruck. Er muss die Kunst als Auftrag des Seins akzeptieren, das in ihm zum Ausdruck drängt“. Übertragen auf die religiöse Kunst bedeutet dies: Ein Künstler, der Glaubensbilder schaffen will, muss glauben. Oder um es mit den schlichten Worten eines Fra Angelico zu sagen: „Um die Dinge Christi zu malen, muß man auch mit Christus leben“.

Nicht-gegenständliche Darstellungsformen

Häufig ist in der religiösen Kunst das narrative Bild den nicht-gegenständlichen Darstellungsformen gewichen, die man mit dem Begriff „visuelle Mystik“ umfassen kann. Es dominieren Licht- und Rauminstallationen wie etwa die von Hans Peter Reuter sowie Bilder, in denen einzig die Farbe und raumlose, monochrome Farbflächen Gestaltungen des Ausdrucks sind – als Beispiele dafür könnte man Andreas Felger oder Marc Rothko nennen.

Weshalb ist das so?

Ein gegenstandsloses Kunstwerk bleibt offen und ungewiss im Ausdruck. Es stellt für den Betrachter keine dialogische Herausforderung dar, sondern führt ihn in ein vages, sinnlich-emotionales, vor-sprachliches Erleben. Es bietet sich so als Projektionsfläche eigener Innenbilder, Gedanken und Empfindungen geradezu an. Damit treffen diese Bilder einen Nerv dieser Zeit: Sehr viele Menschen bezeichnen sich als Suchende, als gläubig im Sinne, dass es metaphysische und transzendente

Kräfte gibt, ja, sogar als religiös, ohne dass sich jedoch eine konkrete Bindung an den einen Gott (religio=Bindung) daraus ergäbe. Spiritualität ist eher gefragt als die konkrete Religion.

Darüberhinaus tragen diese Bilder ohne konkrete Inhalte aber auch dem theologischen Wissen Rechnung, dass alles Sprechen von Gott immer nur analoges Sprechen ist: „Das Geheimnis Gottes scheint in Predigten und Lehren zwar auf, um sich gleichwohl wieder zu verhüllen. Trotz aller sprachlicher und immer auch begrifflicher Zuspitzung in der Ansage des Heils muss sich die religiöse Sprache ihrer Vorläufigkeit und Indirektheit bewusst sein. Ähnlich wie es ein Vorsprachliches gibt, das noch nicht zum Wort geworden ist, gibt es auch das Unsagbare, das jenseits der Worte liegt. Für den Glauben ist entscheidend, dass er trotz Bekenntnis und Dogmatik letztlich aus diesem Unsagbaren, diesem Unverfügbaren heraus lebt.“

Das ist ganz wesentlich. Und ich möchte der nicht-gegenständlichen Kunst keineswegs ihre Daseinsberechtigung absprechen oder sie negativ bewerten. Im Gegenteil: Ich halte sie gerade unter diesem letzten Aspekt für unverzichtbar. Aber ich frage mich: Genügt das? Brauchen wir nicht auch die Konkretion?

Gott ist in die Geschichte eingetreten und hat als Mensch unter Menschen gelebt und gehandelt. Das Evangelium ist primär etwas Sagbares, bevor man den Aspekt des Unsagbaren in den Blick nimmt. Es zeigt uns die Heilsgeschichte, es erzählt uns das Leben von Jesus Christus, es zeigt uns sein Bemühen, den Menschen das Reich Gottes zu verkünden, es zeigt uns Menschen, die mit Jesus seinen Weg gegangen sind und es erzählt uns die Botschaft von der Überwindung des Todes und lehrt uns, dass auch für uns der Tod nicht das Ende ist, sondern der Übergang in eine Welt, in der wir Gott schauen und in vollkommener Gemeinschaft mit ihm leben dürfen.

Das sind die Grundaussagen unseres Glaubens. Und ich denke, die Verbildlichung dieser Inhalte dürfen wir auch immer noch getrost als Anforderung an religiöse Kunst herantragen. Oder aus der künstlerischen Perspektive formuliert: uns von ihm in unserem künstlerischen Schaffen herausfordern und inspirieren lassen.

Und in der Tat entdeckt der aufmerksame Kunstrezipient den sich zunehmend verdichtenden *iconic turn*, der das Bild und die Bildlichkeit neu etabliert. Und zwar gerade auch das schöne Bild. Denn der Mensch verkraftet nur ein bestimmtes Maß an „häßlichen“ Darstellungen, an Darstellungen, die uns in unserer Bedrohtheit

zeigen. Ein neuer Trend ist erkennbar: Der Ästhetizismus. Karl Kardinal Lehmann interpretiert diese Entwicklung in seinem Aufsatz „Die Welt im Spiegel der Kunst als Herausforderung für Theologie und Kirche“ wie folgt: „Der Ästhetizismus wird genährt aus einer subkutanen Sehnsucht des heutigen Menschen nach Erlösung: Der Mensch will aus der Hässlichkeit seines bedrohten Daseins ausbrechen in die Geborgenheit reiner Schönheit“.

Schon die Konzilsväter des 2. Vaticanums haben diese existenzielle Angewiesenheit auf Schönheit erkannt. Der Schlüsselsatz in der Pastoralkonstitution *Gaudium et spes* lautet: „Diese Welt, in der wir leben, hat Schönheit nötig, um nicht in Verzweiflung zu verfallen. Die Schönheit legt, wie die Wahrheit, die Freude in das Herz des Menschen und ist eine kostbare Frucht, die dem zeitlichen Verschleiß widersteht und die Generationen verbindet“ (Kap. 19).

Und die Menschen haben ganz offensichtlich auch heute noch eine Sehnsucht nach konkreten, nach „heiligen“ Bildern. Der christliche Pavillon auf der Expo 2000 erhielt seine religiöse Prägung durch eine Ikone. Ikonen, die heiligen Bilder der Ostkirchen, die sich einer Tradition seit dem 8. Jh. verpflichtet wissen, erfahren seit einigen Jahren auch bei uns in der westlichen Kirche wachsendes Interesse. Aber Ikonen sind die Adaption aus einer anderen Frömmigkeitskultur, und haben vor allem auch eine ganz eigene Bildtheologie. Sie können also nicht die alleinige Antwort auf die Frage nach religiöser Kunst und heiligen Bildern heute sein.

Überleitung zu den Bildern unserer Ausstellung: Bildgestaltungen des Glaubens

Eine Antwort aus unserem westkirchlichen Kulturkreis auf die Frage nach zeitgemäßer religiöser Kunst finden wir in den Bildern dieser Ausstellung. Wir haben sie in dem Begleitkatalog „Bildgestaltungen des Glaubens“ genannt.

Die Exponate führen uns ein in die Welt der Bibel und in die Welt unseres christlichen Glaubens. Skulpturen aus Holz und Ton, Reliefs, Holzschnitte, Tafelbilder und Gemälde

erzählen uns biblische Szenen, zeigen uns einzelne Gestalten wie Jona, Noah, Jesus, Maria, Josef

oder greifen Sujets christlicher Spiritualität auf, wie etwa die Pietà, die Schutzmantelmadonna oder den Kreuzweg,

wir treffen auf Heiligengestalten wie Elisabeth von Thüringen, Hildegard von Bingen oder Bernadette Soubirous

und wir sehen eine Serie von Porträts von Zeitgenossen, allesamt Menschen auf einem Weg intensiver Gottsuche.

Zwei Künstler und nahezu 100 Exponate – dennoch ist allen Werken Einiges gemeinsam:

Das künstlerische Schaffen erwächst aus dem Gebet, der Meditation und der inneren Auseinandersetzung mit Fragen und Inhalten des Glaubens. Einer der Leitsätze der Benediktsregel, der am Anfang und am Ende des Textes steht und so eine Klammer um die Regel bildet, lautet: „Der Mönch soll Christus überhaupt nichts vorziehen“. Das künstlerische Schaffen von Bruder Joseph Belling und Schwester Christophora Janssen ist eine Umsetzung dieses Satzes, die zudem noch eine beachtliche Außenwirkung erzielt.

Ihre Werke künden von Gott und führen zu ihm hin.

Das künstlerische Schaffen wird so auch zum Gebet mit den Händen.

Arbeiten, die aus dieser inneren Haltung heraus entstehen, vermitteln eine existenzielle Wahrheit und sichern die Echtheit, die Authentizität des Ausdrucks und vergegenwärtigen so dem betrachtenden Auge das Dargestellte, die Szene, die Person.

Die Arbeitsweise unserer Künstler hat etwas mit Demut zu tun: Sie stellen ihre Fähigkeiten, ihr Können ganz in den Dienst religiöser Verkündigung. Und die Kunst wird so wieder wie in den Anfängen unserer christlichen Kultur zur *ancilla*

theologiae, zur Magd der Theologie.

Die Bildgestaltung des einzelnen Werks ist ein langer und komplexer Weg von intensiver Lektüre der Bibel oder bei Gestalten der christlichen Tradition gegebenenfalls auch von deren Biographien und Werken, von spiritueller Meditation und theologischer Reflexion, dem Abgleich mit bestehenden Bildprogrammen, bei beiden Künstlern vornehmlich denen der Romanik, der Auswahl von einzelnen Gestaltungselementen und schließlich auch noch der Auswahl des bildgebenden Materials, der Farben und der Lasuren. Mit anderen Worten: Der Weg führt von der betrachtenden und fragenden Intuition über die Analyse zum Begriff, der dann im Bild seine Gestalt gewinnt.

Wesentlich ist auch die Ästhetik: Die Arbeiten sind allesamt einfach schön, schön durch ihre Gestaltung mit den harmonischen Linien, schön durch ihre Farb- und Ausdruckskraft.

Und schließlich und ganz wesentlich: Die Werke sind nicht Umsetzungen eigener Weltwahrnehmung, eigener Befindlichkeiten und Subjektivismen, sondern Versuche – g e l u n g e Versuche – Glaubensinhalte ins Bild zu setzen.

Das möchte ich an einem Beispiel, nämlich den Christusdarstellungen etwas näher ausführen: Ende des 19. / Anfang des 20. Jhs. ist es modern geworden, dass sich die Künstler mit Christus identifizieren. Aber dabei hat die klassisch christliche Ikonographie an Relevanz enorm eingebüßt, und dafür hat die Subjektivität des Künstlers an Bedeutung gewonnen. Konkret: Man bedient sich in bestimmten Situationen des Christusbildes, um es zum Spiegel eigener Subjektivismen zu machen (hier wären Namen wie James Ensor, Lovis Corinth, Emil Nolde oder als jüngstes Beispiel der bereits erwähnte Martin Kippenberger mit dem gekreuzigten Frosch zu nennen).

Die Christusdarstellungen von Bruder Joseph hingegen sind „klassisch“, sie entsprechen dem Bildprogramm christlicher Kunst: Die Ehrfurcht vor dem Dargestellten bleibt gewahrt, Christus bleibt der Unverfügbare, der sich uns aber schenkt. Das Bild des Gekreuzigten konfrontiert die Betrachtenden nicht mit den persönlichen Alpträumen des Künstlers, sondern führt uns die Christusgestalt vor

Augen, wie sie Bibel und Tradition seit 2.000 Jahren für uns bereit halten. Christus wird nicht als Projektions- und Gestaltungsfläche jeglicher Subjektivität missbraucht, sondern bleibt der absolute Heilsbringer und Todesüberwinder.

Bei den Kruzifixen in dieser Ausstellung stehen seine Beine fest auf dem kleinen Podest, seine Augen sind geöffnet und schauen uns an, der Kopf ist, bis auf eine Ausnahme, hoch erhoben, die überproportional langen Arme sind zwar noch am Querbalken des Kreuzes angenagelt, vermitteln aber dennoch nicht den Eindruck des Ausgeliefertseins an das Kreuz, sondern wirken wie zum Gruß geöffnet, als wolle er die ganze Welt darin aufnehmen und umfassen. „Christus ist Sieger, Christus ist König, Christus ist Weltenherr“ singen wir in der Karfreitagsliturgie. Und so hat ihn Bruder Joseph am Kreuz auch dargestellt, in einer Haltung, die die Umwertung aller Werte durch ihn symbolisiert: Der Tod ist nicht das Ende. Es gibt keine Hoffnungslosigkeit und Leere, kein Leid, das nicht überwunden und zu neuem Leben gewandelt werden könnte.

Stilistische und inhaltliche Merkmale der Arbeiten von Bruder Joseph

Im nächsten Schritt möchte ich die stilistischen und inhaltlichen Merkmale der Arbeiten von Bruder Joseph Belling skizzieren.

Das erste Merkmal: Augen schauen dich an

Bei vielen Reliefs und Skulpturen sind es die Augen der Gestalten, die den Betrachter in den Bann ziehen. Augen als Spiegel der Seele, Augen als Symbol des Schauens, der inneren Schau, Augen, die versinnbildlichen sollen, dass wir von der Ewigkeit her angeschaut werden, Augen, die unseren Blick herausfordern. Man kann diese Herausforderung annehmen und sich dem inneren Dialog der Anfrage, der aus diesem Augen-Blick entstehen möchte, stellen, oder man kann sie ablehnen. Aber man kann diese Augen nicht einfach übergehen.

Hohe Formkraft

Die Arbeiten sind geprägt von einer hohen Formkraft, die sich beim Zurückführen in eine schlichte Einfachheit zeigt. Die Romanik mit ihrer konsequenten Vereinfachung der Naturformen zu einer sinn-bildlichen Verdeutlichung der religiösen Inhalte ist stilistisches Vorbild. Und so ist auch die Formreduzierung der Arbeiten von Br.

Joseph Belling durchgängig. Kein überflüssiger Schnörkel ist vorhanden. Die Skulpturen muten sehr schlicht, ja fast archaisch an. Auf den Reliefs und Ikonen wird auf alles Überflüssige verzichtet. So kommt das Wesentliche umso mehr zum Vorschein.

Ebenmäßige Schönheit

Bei vielen Bildern von Bruder Joseph fällt die ebenmäßige Schönheit der weiblichen Gestalt auf. Besonders deutlich wird dies bei der Ikone der *Hl. Barbara*. Nur dezent sind ihre gängigen Attribute, Kelch, Turm und Blütenzweig dargestellt. Das Bild wirkt ganz und gar durch das Ebenmaß der Gestalt, schlank, und trotz der starren, ikonotypischen Haltung grazil und weiblich.

Übertragung der Heilsgeschichte an den eigenen Lebensort

Dies zeigen zum Beispiel die *Weihnachtsholzschnitte*, die im Lauf von elf Jahren entstanden sind, und die in dem Band „Laacher Weihnachtsbuch“ ausführlich meditiert werden. In einigen Szenen sind unschwer die Türme seiner eigenen Abteikirche erkennbar, in der Szenerie *Verkündigung an die Hirten* tragen die Hirten Kleider, die dem Malerhabit von Bruder Joseph gleichen, das Bild *Weihnachten ist überall* entstand in dem Jahr, in dem Bruder Joseph an der Renovierung des abgebildeten Kapitells mitwirkte, der Tempelpriester des Bildes *Darstellung im Tempel* trägt die Züge seines damaligen Abtes Anno Schönen, und die Darstellung *Gottesmutter und Kind* entstand in dem Todesjahr seiner Mutter. So hat der Künstler Jahr für Jahr die biblische Heilsgeschichte an seinen eigenen Lebensort übertragen hat, und ihr Züge dieses Ortes, sowie seines Tuns und seines Erlebens gegeben.

Moderne Ikonographie

Zu den Arbeiten von Bruder Joseph zählen auch viele Ikonen oder Tafelmalereien. In Berührung mit der klassischen Ikonographie kam er, als er eine alte Ikone restauriert hat. Doch die strenge Führung der traditionellen griechischen und russischen Ikonographie mit ihren bis in kleinste Details vorgeschriebenen Motiven, Figuren und Farben ist das Seine nicht. Hier hat er seinen ganz eigenen Stil weg vom klassischen Kanon entwickelt, und vor allem auch eine eigene Farbgebung, sowie eine Technik des Farbauftrags und der Lasur, die dem fertigen Bild leuchtende Farben und dennoch auch eine wunderschöne Farbtransparenz verleihen. Ist es bei den klassischen Ikonen das Gold, das das ungeschaffene, göttliche Licht aufscheinen

lässt, so ist es bei den Tafelbildern von Bruder Joseph die Farbtransparenz, die den Betrachter auf die im Bild verkörperte Transzendenz, also die göttliche Wirklichkeit hinweist.

Gemeinschaftsarbeiten von Bruder Joseph und Schwester Christophora

Sr. Christophora Janssen ist die Schülerin von Bruder Joseph Belling. Aus dem Lehrer-Schülerinnen-Verhältnis ist eine sehr fruchtbare künstlerische Zusammenarbeit mit etlichen Gemeinschaftswerken erwachsen.

Da entstehen etwa aus den Zeichnungen von Bruder Joseph unter den Händen von Schwester Christophora Ton-Reliefs und Skulpturen, die Bruder Joseph dann wiederum farblich fasst, oder aber Bruder Joseph greift eine Idee auf, die Sr. Christophora in Keramik gestaltet hat und malt dazu eine Ikone.

Etliche Exponate der Ausstellung zeugen von dieser kongenialen Zusammenarbeit.

Schwester Christophora – eine Schülerin entwickelt eine eigene Handschrift

Auch in den Einzelarbeiten von Sr. Christophora ist zum Teil noch die Handschrift ihres Lehrers erkennbar, vor allem in den Stilelementen der Formreduktion, der Betonung der Augen und der Übertragung der Heilsgeschichte an den eigenen Lebensort.

Doch daneben hat Schwester Christophora auch ein ganz eigenes Schaffen und einen eigenen künstlerischen Stil entwickelt. Dies zeigen uns ihre Porträts und ihre Großskulpturen.

Bilder: Auseinandersetzung mit Menschen ihrer Umgebung

Die erste Berührung mit der Porträtmalerei hatte Schwester Christophora während ihres Studiums, wo sie sich ein Semester intensiv damit befasste. Gesichter faszinieren sie auch unter dem theologischen Aspekt als Spiegel des Antlitz Gottes und unter der Frage nach dem Menschen an sich. Sie will nach ihren eigenen Worten ihre Bilder so malen, dass die Betrachtenden nicht sagen „da s ist sie / er“, sondern:

„s o ist sie / er“. Mit anderen Worten: Sie versucht, Wesenszüge, die sich im Gesicht, in der Mimik widerspiegeln, einzufangen. Die Porträts – unter anderem von ihrer Äbtissin, Mutter Clementia Killewald, von Abt Benedikt Müntnich und von Kardinal Lehmann – sind in der Ausstellung ein ganz eigenes Genre, aber auch ihre Auswahl ist spirituell motiviert. Wie Schwester Christophora sagt, sprechen ihre „keramischen Arbeiten von der Liebe Gottes zu den Menschen, und ihre Porträts von Menschen, die versuchen, Gott je auf ihre eigene Weise zu lieben“.

Großskulpturen

Einen faszinierenden Weg hat sie mit der Schaffung ihrer Skulpturengruppen eingeschlagen: „Am Beispiel der Gottesmutter und verschiedener Heiliger stellt sie Haltungen und Erfahrungen vor Augen, die auf einem Weg geistlicher Reife unumgänglich sind“.

Drei Gruppen sind bislang entstanden: *Die Wartenden* (die heute bei den Arenberger Dominikanerinnen in Koblenz aufgestellt sind) – *Die Bleibenden* (die ihre endgültige Bleibe noch nicht gefunden haben) – und schließlich *Die Schauenden*, die wir hier in der Ausstellung betrachten können.

Warten, Bleiben, Schauen – das sind Aspekte der Gottsuche, die der hl. Benedikt von jedem erwartet, der in sein Kloster eintreten möchte. Beim ihm spielt überdies noch das *H ö r e n* auf die Stimme Gottes eine ganz zentrale Rolle. Mit den Worten „Höre, mein Sohn!“ eröffnet er seinen mitreißenden Prolog zu seiner Ordensregel. – Man darf gespannt sein, ob die Benediktinerin noch eine vierte Gruppe von Großskulpturen zu dem Thema *Hören* schaffen wird.

Bei den Skulpturen hat die Reduktion auf Formen und Haltungen, wie wir sie auch bei den anderen Arbeiten in dieser Ausstellung finden, eine gewisse Vollendung gefunden. Die Skulpturen wollen beim Betrachter keine großen religiösen Gefühle wecken, sondern laden in ihrer stillen Statik zum Verweilen und Nachdenken, ja, auch zum Atemholen in spirituellem Umfeld ein. Um es mit den Worten der Künstlerin zu sagen: „Beispielhaft an acht Figuren in der Mitte kann man sich meditativ auf verschiedene Möglichkeiten und Formen des Schauens einlassen. Jede Skulptur steht für eine bestimmte Form des Schauens. Hinter jeder Skulptur verbirgt sich ein Mensch, der in vergangenen Zeiten je auf seine Weise gelernt hat, zu schauen

und diese Schau zum existenziellen Thema seines Lebens gemacht hat“.

Die acht *Schauenden* sind

Maria, die ihren Sohn schaut,

Bernadette Soubirous, der in einer Grotte bei Lourdes die Gottesmutter erscheint,

der blinde Bartimäus aus dem Markusevangelium, der von Jesus erwartet, dass er ihm die blinden Augen öffnet,

Elisabeth von Thüringen, die die Not der Armen sieht, und in ihnen auch Christus begegnet,

Hildegard von Bingen, der Gott zahlreiche Visionen schenkt,

Nikolaus von Kues, der in seiner Schrift „De visione Dei“ (Über das Schauen Gottes) beschreibt, wie das Schauen auf den Menschen zum Wesen Gottes gehört,

Johannes, Empfänger gewaltiger und geheimnisvoller Schauungen auf Patmos, niedergelegt in der Offenbarungsgeschichte

und schließlich der Engel, der uns zum Schweigen mahnt, weil wir nicht in der Wortflut, sondern im schweigenden Schauen Gott erfahren können.

Gerade in einer Zeit der Überflutung mit Worten und Bildern könnten diese schlichten Säulengestalten uns wieder einen Raum meditativen Schauens eröffnen, aber eben einer Meditation, die nicht im Vorsprachlichen, subjektiven Erleben ihren Ort hat, sondern im inneren Dialog mit diesen ganz konkreten Glaubensgestalten.

Schlussworte

Joseph Ratzinger Benedikt XVI. schreibt in seinem Meditationsbuch „Die Schönheit Gottes“ zur religiösen Kunst heute: „Das auf verschiedene Weise gelebte Evangelium ist auch heute noch eine inspirierende Kraft, die uns Kunst schenkt und schenken wird. Es gibt auch heute vor allem sehr schöne Skulpturen, die beweisen, dass die Fruchtbarkeit des Glaubens und des Evangeliums nicht erloschen ist“.

Die Kunstwerke in dieser Ausstellung – nicht nur die Skulpturen – führen uns das

vielfältig vor Augen.

Ingrid Lemberg
Heidelberger Akademie der Wissenschaften
Karlstraße 4
69117 Heidelberg
Mail: Ingrid.Lemberg@urz.uni-heidelberg.de

Eilert Herms, Die Sprache der Bilder und die Kirche des Wortes. In: Rainer Beck, Rainer Volk und Gisela Schmirber (Hrsgg.), Die Kunst und die Kirchen. Der Streit um die Bilder heute. München 1984, 242-259; Zitat S. 256.

„Kunst ist, was man nicht begreift“- Podiumsdiskussion zu Verbindungen und Gegensätzen von Kunst und Religion. Universität Heidelberg, 24. Juni 2008. Eine Veranstaltung des Katholischen Hochschulforums Heidelberg.

Zitiert nach Horst Schwebel, Die Kunst und das Christentum. Geschichte eines Konflikts. München 2002, S. 102.

Mündliches Zitat auf der o.g. Podiumsdiskussion.

http://www.vatican.va/holy_father/john_paul_ii/letters/documents/hf_jp-ii_let_23041999_artists_ge.html

Zit. nach Schwebel S. 58.

s. Schwebels Verriss S.187f.

So Schwebel S. 132.

<http://www.tagesspiegel.de/kultur/ausstellungen/Martin-Kippenberger;art2652,2538177>

Und so auch Schwebel S. 179.

Zitiert nach Schwebel S. 120.

Schwebel S. 208.

In: Reinhard Hoeps (Hrsg.), Religion aus Malerei. Kunst der Gegenwart als theologische Aufgabe. Paderborn 2005, S. 15-28.

Dazu Mahmoud Zibawi, Die Ikone. Bedeutung und Geschichte. Düsseldorf 2003, S. 38f.

Abt Benedikt Müntnich, Br. Joseph Belling, Vom Geheimnis der Weihnacht. Das Laacher Weihnachtsbuch. 2006.

So Abt Franziskus Heereman von der Abtei Neuburg in Heidelberg in seiner Eröffnungsrede zu der Ausstellung „Schauen“, 6. April 2008, Bad Willebadessen.

Sr. Christophora Janssen, Schauen. Hrsg. vom Bonifatiushaus, Fulda 2008, S. 8.

Der vollständige Titel lautet: Die Schönheit Gottes: Ecce homo – Seht, welch ein Mensch. 2008, S. 36.

PAGE * MERGEFORMAT 12